



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

**Ines
Geipel**

**Schöner
Neuer
Himmel**

**Aus dem
Militärlabor
des Ostens**

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung einer Abbildung von © IMAGO United Archives
International

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98429-3

E-Book ISBN 978-3-608-11851-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

- 9** Unknown soldier
- 27** Der Neue Mensch
- 45** Kybernetik-Lampions
- 63** Kein Zutritt für Unbefugte
- 77** Fehlendes Schwerelot
- 93** Koppelmanöver
- 113** Abrek und Bion
- 131** Reliktstrahlung
- 145** Adäquate Bodenmodelle
- 165** Wir sind die Ersten
- 195** Revolution der Affen
- 223** Zurück in die Zukunft

- 247** Anmerkungen
- 283** Dank
- 285** Literatur

»Nach dem Timbre und der Lautstärke, dem Sprechtempo, der Wortwahl und dem Satzbau lässt sich der emotionale Zustand des Menschen beurteilen. Das Ziel des Experiments »Sprache« besteht darin, aufgrund der Untersuchung der Frequenz- und Amplitudenzeitcharakteristiken der Sprache des DDR-Kosmonauten bei Aussprechen der Zahl »226« auf deutsch (in der Transkription »zwo sechsundzwanzig«) seinen funktio- nellen Zustand unter den realen Flug- bedingungen einzuschätzen. Das Experiment »Sprache« sieht die weitere Vervoll- kommung der Methoden zur medizinischen Überwachung des Gesundheitszustandes der Kosmonauten während des Fluges vor.«

**Unknown
soldier**

Doppeltext. 26. April 2018. Der Tag begann wie oft die Tage, die einem später nicht mehr aus dem Kopf gehen: normal, schön, sonnig. Und das in Berlin. Ein normaler Himmel, der normale Kaffee. Ich musste in die Stadt. Für 11 Uhr war eine Pressekonferenz angesetzt. Auf dem Podium drei Frauen. Sie würden ihre Geschichten erzählen. Ich hatte zu moderieren und war entsprechend vorbereitet.

Heute ist der 26. April 2021. Genau heute vor drei Jahren ist etwas in mein Leben getreten. So sagt man wohl später dazu. Ich weiß noch, wie ich während der Pressekonferenz vorn auf der Bühne stand. Im Saal viele Medienvertreter. Rechts neben mir die drei Frauen. Ich trat irgendwann zwei, drei Schritte zurück, sodass ich von hinten auf ihre Rücken sehen konnte. Als würden die auch reden, dachte ich. Als ginge das, gleichzeitig nach vorn und nach hinten. Als hätte beides nichts miteinander zu tun. Eine Art Doppeltext. Die Frauen sprachen von Missbrauch und Gewalt im Sport. Ruhig, klar, entschieden. Jedenfalls musste es sich im Saal so angehört haben. Sie sagten ihre Sätze. Die Journalisten stellten ihre Fragen. Es sah nach einer völlig normalen Pressekonferenz aus.

Es ist der 26. April 2021. Ich sitze am Küchentisch und fange an, dies aufzuschreiben. Ich denke an einen Bericht. Das erste

Bild ist das mit den Rücken, das zweite die Mail, die ich zwölf Stunden nach der Pressekonferenz erhalten habe. Sie liegt vor mir und hat diesen Inhalt: »Tja, Schätzchen, Du hast Deinen Spaß gehabt. Viel zu lange, wie wir finden. Nun sind wir dran, und das wird nicht lustig werden. Dabei wird kein Stein auf dem anderen bleiben. Worauf Du Dich verlassen kannst. U. S.«

Ich bekomme ab und zu solche Mails, die mit »Schätzchen« beginnen. Hallo, Schätzchen oder hör mal, Schätzchen oder sag mal, Schätzchen. Sie werden ausgedruckt und in einem speziellen Hefter abgelegt. In meinen Augen sind es Zeitzeugen. Die Schätzchen-Mail vom 26. April 2018 hatte die E-Mail-Adresse *unknownsoldier@* – und landete nicht in dem Hefter. Sie blieb auf dem Schreibtisch liegen. *Unknown soldier*. Was offenbar nach Bedeutung klingen sollte, ein bisschen nach geheimer Mission. Aber was war davon zu halten? Wollte mir jemand Angst machen? Und wieso? War das nicht ein bisschen dick aufgetragen? Wenn ich heute an die Situation zurückdenke, habe ich die Nebelbilder von Gerhard Richter vor Augen. Das Verschwommene, Unscharfe, die unklaren Konturen. Aber vielleicht braucht es gar kein Bild. Vielleicht sollte ich einfach nur versuchen aufzuschreiben, was sich ereignet hat.

Der unbekannte Soldat. Ich musste zuerst an das Grab des *unknown soldier* in Canberra denken, das ich vor Jahren mal besucht hatte. Die vielen roten Blumen an der Wand. Es waren Mohnblumen. Etwas später kam ich auf Tarnanzüge, runtergeklappte Visiere und auf meinen Vater. Fast 15 Jahre Hauptabteilung IV der Staatssicherheit, Militärausbildung, Späher,

Grenzgänger, Westagent mit acht verschiedenen Identitäten. Er war der unbekannte Soldat in meinem Kopf. Aber brauchte es ihn, nur weil es mal wieder eine bescheuerte Mail gegeben hatte? Ich zögerte. Das Ding mit dem Osten. Es war mit den Jahren nicht einfacher geworden. Etwas war zurückgekommen, hatte sich verschoben, bewegte sich in Endlosschleife. So jedenfalls mein Eindruck. Was vor 20 Jahren noch gesichert schien, worüber es Dissertationen, viel Forschung und fundiertes Wissen gab, war mittlerweile unklarer denn je. Rutschig, vage, wie ohne Boden. Mehr und mehr schien der Osten weggefragt zu werden, zurückgeschrieben, ausgeblendet, umerzählt.

Fragt man die, die sich damit auskennen, reden sie auf seltsame Art von Restauration und wirken müde dabei. Was aber bleibt von einem Land, was von einem System, das es nicht mehr gibt? Was war sein Kern? Was ist sein Erbe, wenn es mehr sein soll als persönliche Erinnerung? Und wieso unknown soldier? Wer wollte da in den Raum zurück? Mein Blick blieb auf den beiden Buchstaben hängen. U.S. Schon merkwürdig. Noch dazu, weil der unbekannte Soldat offenbar zu dem führte, was mich selbst seit geraumer Zeit beschäftigte.

Pneumatisches. Wenn ich unterwegs bin, habe ich immer den kleinen Mac dabei. Insofern kann ich relativ gut nachvollziehen, wann ich wo und in welchen Einrichtungen, Behörden oder Archiven gesessen habe. In der Woche vor dem 26. April 2018, so besagt es der Computer, war ich im Militärarchiv Freiburg. Dort bin ich eigentlich ganz gern. Die

Tage an diesem Ort sind auf angenehme Weise ritualisiert: die Eingangstür mattweiß, metallene, sachlich. Das pneumatische Geräusch, fein, schleifend. Hinter ihm ein kalter Sog. Es macht klick, ich muss durch die Schleuse und bin drin.

Der April vor drei Jahren war heiß, der Freiburger Lesesaal eine Eisbox. Ich hatte Socken dabei. Auf der Ausgabentheke lag mein Aktenberg. Der Mann, der ihn mir rüberschob, lächelte mir sanftmütig zu. Ich zog den Stapel zu mir. War das der Anfang? Schon länger hatte ich einen Begriff in meinem Kopf: Militärisch-Industrieller Komplex, auch MIK genannt. Zu DDR-Zeiten haben wir oft Witze darüber gemacht. Kamen wir an einer Russenkaserne vorbei, sagten wir MIK. Roch es irgendwie silbern nach Strahlen, hieß es MIK. Gesperrte Gelände, schwarze Löcher des Systems – das war MIK. Worum es sich dabei handelte? Wen hätten wir fragen sollen?

Polytrauma. Mit 1989 war MIK passé. Verschwunden, wie so vieles? Doch irgendwie hatte sich MIK in mir festgehakt und beanspruchte sein Eigenleben. Das virtuelle Auge, das bionische Gehirn, GPS, Sea Hunter, die geplanten *Mars-Cities* der NASA – wenn ich etwas hörte oder las, was mit Militär und Forschung zu tun hatte, zogen die drei Buchstaben durch meinen Kopf wie Leuchtbojen. Irgendwann dachte ich: Was soll's, ein Stoff ist es ja allemal. Außerdem: Wieso weiß man eigentlich so wenig davon? Oder weiß nur ich nichts davon? Also versuch es, fahr nach Freiburg. Wenn etwas über MIK zu erfahren ist, dann da. In Freiburg liegt, das hatte ich im Internet recherchiert, was zum Komplex DDR-Militärfor-

schung gehört oder mindestens das, was noch von ihm vorhanden ist. Dokumente zur Militärmedizinischen Akademie Bad Saarow und dem Zentralen Militärlazarett, zum Institut für Luftfahrtmedizin Königsbrück, dem Marinemedizinischen Institut Stralsund, der Akademie der Wissenschaften, dem *Interkosmos-Programm*. Ein Bestand, der vom Bundeswehrkommando Ost – das nur von Oktober 1990 bis Juni 1991 existiert hatte – ans Militärarchiv Freiburg übergeben wurde. MIK. Als ob man einer ungenauen Erinnerung nachginge, etwas, womit man gelebt hat, ohne es je ergründet zu haben. Eine abgestorbene Imagination, ein Stück Kalter Krieg, eine Verschwörungstheorie? Vielleicht hatte es ja eher mit dem zu tun, was in uns ist. Mit dem Hund der Geschichte, der die Spur aufnimmt und lostrottet, weil er muss, die Schnauze nah am Boden.

Die Klimaanlage rasselt. Vor mir die Akten, die Signaturen. Ich schaue aus dem Fenster. Wo ich bin? Im April 2018. Ein Feld früher Sommerwolken schiebt sich gemächlich am Archivfenster vorbei. Ich denke an Verheißung, an Willenlosigkeit, an Überblick und Weite. Ich sitze über brösligen Papieren. Archive sind seltsame Räume. Im Grunde Zeitkapseln. Jemand verschließt das Jetzt, zieht einen durch einen langen Flur, trödelt eine Weile rum, um dann irgendwo stehenzubleiben, vor etwas, was zwar geschehen ist, aber noch keine Zuordnung gefunden hat. Es ist noch unterwegs, ohne Landung.

Auf meiner Bestellliste für die Archivwoche im April 2018: »Klinik und Therapie ausgewählter Sabotagegifte«, »Folgen ionisierender Strahlung aufs Gewebe«, »Neue Erkenntnisse über die Panik im Gefecht«, »Plazentaforschung«, »Medizini-

sche Vorbereitung von Kosmonautenkandidaten«, »Selbstmordversuche Strafgefangener aus psychiatrischer Sicht«, »Blutersatzmittel«, »Leistungsorientierte Verwendungen von Frauen«, »Polytrauma«¹. Themen, die mir im digitalen Bestellsystem ins Auge gefallen waren. Aber wo anfangen? Beim Himmel. Auf alle Fälle da. Bei der Frage nach bewohnbaren Zonen und außerirdischem Leben. Bei dem, was größer, älter, unendlicher ist als alles, was wir uns vorstellen können. Sollte es nicht was geben auch ohne uns?

Isolationscontainer. »Der Mensch ist nach wie vor das universellste, biegsamste und wichtigste Glied in einem Steuersystem, wobei eine sinnvoll abgestimmte Verteilung von Funktionen zwischen Mensch und Automaten zu einer Erhöhung der Zuverlässigkeit des Gesamtsystems führt.«² Das steht so am Anfang der Habilitationsschrift des Flugmediziners Hans Haase, Jahrgang 1937, vom Institut für Luftfahrtmedizin in Königsbrück, nur ein paar Kilometer von Dresden entfernt. Das Institut, eine Einrichtung der Nationalen Volksarmee (NVA), unterstand dem Ministerium für Nationale Verteidigung. Haase war stellvertretender Direktor des Instituts, zwischenzeitlich Vorsitzender der ständigen Arbeitsgruppe »Kosmische Biologie und Medizin«³ innerhalb des Interkosmos-Programms und betreute auch Sigmund Jähn, den ersten Deutschen im All. Generalmajor Sigmund Jähn umrundete im Sommer 1978 die Erde. Hans Haase verteidigte seine Kosmonauten-Studie im November 1988. Dazwischen liegen zehn Jahre, in denen nicht nur in Königs-

brück »systematisch an raumfahrtmedizinischen Projekten gearbeitet« wurde, wie einem Sitzungsbericht der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahr 2008 zu entnehmen ist.⁴

Ein System im System, das systematisch ausgeforscht wurde. Was sollte das sein? Flüge ins All sind ultimative Heldenprojekte, mit jeder Menge Strahlbildern und ordentlich Nationalpathos obendrauf. Vielleicht liegt es ja an den steifen Raumanzügen, an dem ganzen anachronistischen Outfit, dass mir die Bildgeschichte der Weltraum-Titanen nie recht plausibel vorkam. Viel Winkewinke aus der Kapsel, weiches Schweben im All, breitbeiniges Gehopse auf dem Mond. Als sähe man einem Trupp von Entrückten beim Spielen im Nirgendwo zu, behütet einzig vom Universum. Aber was bekamen wir da eigentlich zu Gesicht?

Die Kosmonauten-Studie von Hans Haase setzt für den Realitätscheck ein präzises Datum: den 1. 10. 1976. An diesem Tag fuhren sieben Männer, die nach einem zähen Verfahren unter 300 DDR-Militärpiloten ausgesucht worden waren, ans Militärmedizinische Institut Königsbrück. Jeder der sieben sollte in den kommenden Wochen seinen persönlichen Hypertest durchlaufen. Es ging um körperliche Fitness, technisches Wissen, um Raumorientierung, Motorik, im Grunde um die generelle Tauglichkeit für einen Flug in den Kosmos. Nur vier von ihnen wurden nach den harten Testwochen in die Sternenstadt bei Moskau abkommandiert. Zwei blieben am Ende übrig: Sigmund Jähn und Eberhard Köllner. Sie waren ab da *Forschungskosmonauten* und absolvierten eine knapp zweijährige Spezialausbildung: mehrtägige Aufenthalte in

der »Surdo-Kammer« – einem Schweige- und Isolationscontainer, eine Flugausbildung auf der MiG-21, die Ausbildung auf Raumflugsimulatoren, Spezialtraining in der Thermo-kammer bis 60 Grad, Parabelflüge, Training auf der Human-zentrifuge, Training im Hochgebirge, Autogenes Training, endlose Theoriestunden.⁵

Waren sie froh darüber? Fühlten sie sich als Auserwählte? Wie ging mehrtägige Isolationskammer? Was für ein Körper sollte da eigentlich in den Himmel katapultiert werden? Ich höre, wie sich in mir Luken, Kammern, Kapseln schließen und etwas nach innen geht. Draußen auf dem Gehweg vorm Archiv laufen Menschen vorbei. Ich höre ihre Schritte, ihre Stimmen, ihr Lachen und denke an die Freundlichkeit des Lebens. Drinnen, in der Mappe, liegen die Jahre 1976, 1977, 1978. Im Osten waren das leise Jahre. Es bröckelte. Man konnte es hören. Ich lebte in einer Internatsschule im Thüringer Wald. Als wir nach den Sommerferien Anfang September 1976 wieder zusammentrafen, erzählte Claudia, meine Freundin aus Zeitz, von Oskar Brüsewitz. Der Pfarrer hatte sich zwei Wochen zuvor auf dem Platz vor seiner Kirche mit Benzin über-gossen und dann angezündet. Ein öffentliches Zeichen, das bemerkt wurde und sich einbrannte. Wir lagen in unseren Betten und sprachen über den lichterlohen Mann, über sein Nein in unserer lauten Stille.

Quellensätze. Eine Akte ist eine Akte und zunächst nichts anderes als ein Zufallsfund. Soll sie irgendwann für etwas relevant werden, braucht es allerhand Verknüpfungs-

punkte. Quellensätze, Kontexte, eine Art Gewebe, in dem das einzelne Dokument mit anderen, mit der Zeit, mit weiteren Ereignissen zu sprechen beginnt. Es braucht einen roten Faden, bei Lichte besehen einen Gedächtnisraum. Es ist allerdings nicht so einfach mit dem Erinnern. Es heißt, wir bauen im Nachhinein um. Wir wollen die mit den dicken, weißen Schleifen gewesen sein, die Hüterinnen der großen Träume. Die Heiteren, die Starken, die Anführerinnen. Wir wollen Blindschleichen in uns gestopft, Körper gekonnt und uns mit den Jungs gedroschen haben. Das Nachhinein kreiselt nicht gern, es erzählt lieber Heldengeschichten. Aber wie damit das Faktische der Zeit finden, wie ihr begegnen, sie nochmal abklopfen, befragen? Und was soll das überhaupt? Braucht es das? Ja klar, auf jeden Fall. Das aufgelassene Erbe des Ostens findet noch immer keinen Ort, keinen Konsenspunkt. Das dürfte verschiedene Gründe haben. Was noch immer fehlt, ist die historische Zuordnung. Was fehlt, ist der Blick auf die Erfahrungswucht nach mehr als 50 Jahren Diktaturerfahrung. Und trotz anderslautender Beteuerungen fehlt nach wie vor Forschung. Glaubt denn ernsthaft jemand, dass wir hier durch sind, dass das schon alles gewesen ist?

Als der Flugmediziner Hans Haase mit seiner Kosmonauten-Studie 1976 die Schwerelosigkeit in den Blick zu nehmen versuchte, war ich 16. Ich weiß, wo ich zu dem Zeitpunkt war, was ich machte, wonach ich Sehnsucht hatte, was alles schon in mir war. Oder, um es mal auf den Punkt zu bringen: Ich kann die Freiburg-Akten nicht objektiv lesen. So und so bin ich drin, in der Auseinandersetzung um die Zeit, den Stoff, das Ungeklärte, um das Schweigen in den Verhältnissen. Das

ist so und nicht zu ändern. Zwischen 1976 und 2018 liegen reichlich 40 Jahre. Noch vor kurzem hätte ich gesagt, dass das viel Zeit ist. Aber welche Quellen, welche Kontexte, welche Geschichte haben wir in uns so sicher, dass sie nicht ins Rutschen kommen?

Alles, von Anfang an. Ich musste an Jacob denken. Es war vor Wochen, vielleicht im Januar 2018, als er mich nach einer Veranstaltung in Berlin angesprochen hatte. Seit fünf Jahren war ich Vorsitzende der Doping-Opfer-Hilfe. Eine Organisation, die all diejenigen unterstützt, die aus dem Glanzbild des Sports herausgefallen sind. Hauptsächlich die, die mit dem Staatsdoping der DDR kollidiert waren. Was zu sehen und zu hören ist, wenn die Scheinwerfer ausgestellt sind und die Zeit nach dem großen Kämpfen beginnt, ist der Gesellschaft nicht zu vermitteln. Es interessiert sie nicht. Der Sport soll Siegmachine, Weltgottesdienst ohne Gott oder was auch immer sein. Aber bitte nicht das Couchprogramm vermasseln. Sport ist schön, Sport ist gut, Sport ist für alle da. Und ansonsten? Schulterzucken, Pech gehabt, selber schuld. Dunkle Nachbilder sind uncharming. Am besten, sie kommen gar nicht erst vor.

Jacob und seine unruhigen Augen, die verwaschenen Jeans, die Basecape mit NY vorn drauf. Seine Art, sofort zur Sache zu kommen, mich an einen Tisch zu ziehen und Stapel an Fotos auszupacken. Seine Zeit als Zirkusakrobat. Hier, zeigte er stolz, das war ganz mein Ding. Auf dem Foto ein feingliedriger Körper, der ganz oben, direkt unter der Kuppel

des Zirkuszelt schwebte. Auf der anderen Seite zwei Hände, bereit, ihn aufzufangen. Da ist irgendwann mal was schiefgegangen, meinte er und sah mich unverwandt an. Und dann? – War's vorbei. War zu viel Angst da, und ich bin zu den Rennfahrern.

Seine Zeit auf dem Rennrad und der nächste Packen Fotos. Und Urkunden. Und Medaillen. Das habe ich genauso seriös behandelt wie die Zirkusnummer, versicherte er. Ich nickte und sah ihn zum ersten Mal länger an. Warum sind Sie da?, fragte ich. Jacob erklärte: Ich stand auf dem Vorplatz des Dresdner Hauptbahnhofs. Ein Auto kam. Wir fuhren eine knappe Stunde. Wir stiegen aus, und ich verbrachte die nächsten zehn Wochen in einem Zimmer neben Sigmund Jähn. – Neben Sigmund Jähn? Dem ersten Deutschen im All? Der Mann mit dem Basecap schob weiter Fotos über den Tisch, als müssten die irgendwas beweisen. Auf einem er, sehr jung, mit Lorbeerkranz um den Hals, das Gesicht verschwitz, strahlend. Wann war das? – 1974. – Ich meine, das mit Sigmund Jähn? – Auch so um die Zeit. Aber das habe ich erst später kapiert, als der mir im Fernsehen unentwegt aus seiner Flugkapsel zuwinkte.

Jacobs Augen, sein Körper, dünn wie eine Gurke. Er erzählte was von Nadeln, Drähten, Biopsien. Sind Sie sicher, dass da was mit Ihnen gemacht wurde? Eine Frage, die ich mir hätte sparen können. Deshalb war er ja da. Er schüttelte den Kopf: Es gibt nichts, keine Unterlagen, kann man komplett vergessen. Ich sah in sein Gesicht. Mehr als fünf Jahre machte ich das schon: Recherchen, Gespräche, Behörden, Archive, am Ende fast immer nichts, jedenfalls nichts von

Belang, nichts Belastbares, nichts, was jemandem wie Jacob helfen könnte. Es geht nicht um Sie, sagte er in die Pause hinein. Sondern? – Ich muss es wissen. Ich muss das Programm kennen, alles, von Anfang an. – Mit Ihnen ist irgendwas gemacht worden, sagen Sie? – Klar. – Und heute wollen Sie wissen, was es war, weil es Ihnen schlecht geht?

Wir sahen beide auf denselben Punkt auf dem Boden, als sei der in der Lage, uns über die Situation zu hieven. Jacob zog sein Basecape vom Kopf. Kein einziges Haar, keine Wimper, keine Augenbraue. Ist Ihnen schnuppe, nicht, schob er nach und winkte nur ab: Aber das ist es nicht einmal. Worum es geht, ist der Kampf gegen das Nichts. Dass sich nichts tut, dass es keine Klärung gibt, niemanden, der redet. Als ob es das alles nicht gegeben hätte. – Aber könnte es nicht auch anders gewesen sein? – Wie anders?

Anämisches. »Die besonderen Bedingungen des Raumfliegers«, heißt es in der Haase-Studie, sind »Schwerelosigkeit, kosmische Strahlung, künstliches Wohnumfeld, nervlich-emotionale Anspannung«⁶. Mir wäre Sehnsucht nach Wald eingefallen oder Angst vielleicht. Aber letztlich hatte ich mir nie wirklich Gedanken darüber gemacht. Bei Schwerelosigkeit dachte ich an Trampolin und Achterbahn, an ein fliehendes, sagenhaft leichtes Gefühl, das zwangsläufig mit viel Luft zu tun hatte. Nun las ich, dass sich unter der Schwerelosigkeit die Muskeln abbauten und das Blut in den Kopf stieg. Dass es zu einer »negativen Wasserbilanz« komme und zur »akuten Verschlechterung der Sehschärfe«⁷. Auch sei der

Energieverbrauch unter der Schwerelosigkeit um das Fünffache erhöht.

Als würden unsere Erdenkörper da oben im All einen systematischen Schlag wegkriegen. Vor allem Muskeln, Knochen, Blut, Hirn. Als steuerten wir im Himmel in eine heftige Demenzphysis, dachte ich. Dazu der Zwang, im hermetischen Raum auszuharren, sich im engsten Radius einzurichten, den eigenen Körper aufs Äußerste zu reduzieren. Und das über Wochen, Monate, vielleicht Jahre. Außerdem gehe es in den Flugkapseln enorm laut zu, hieß es. Der Maschinentrakt arbeite unablässig. Die Raumanzüge seien von innen her kalt. Wegen fehlender Bettschwere wäre an Schlaf kaum zu denken. Tag und Nacht existierten im All nicht. Nicht zuletzt die starke Belastung durch ionisierende Strahlung, durch Lichtblitze, durch »sensorischen Hunger«⁸.

Die Klimaanlage im Archiv ackert, ich schwitze. So hatte ich mir das nicht vorgestellt: Man kann sich da oben nicht bewegen. Blut, Knochen, Muskeln, Hirn gehen rasend schnell flöten, dazu kein Schlaf, viel Strahlung, viel Langeweile. Das Exklusivdrama der Kosmoshelden las sich bei Flugmediziner Haase eher wie eine bizarre Bühnenshow.

Terra incognita. Fünf Tage nach der ersten Schätzchen-Mail kam die zweite: »Na, Schätzchen bist Du schon nervös? Keine Sorge, wir haben Dich nicht vergessen. Es geht nur noch um ein paar Details. Feintuning ist heute ja bekanntlich alles. U. S.« Mails dieser Art kommen ja oft noch in Serie. So richtig zum Wundern war das also nicht. Und dennoch:

Etwas war da. Etwas, was mit den Wörtern, mit ihrem Ton zu tun hatte. Als ob ich den Raum, aus dem die Wörter kamen, irgendwie schon kennen würde. *Unknown soldier*. In einem Sonntagabend-Tatort, der keine Auflösung finden soll, kommt irgendwann eine somnambule Figur mit schwarzem Kapuzenpulli um die Ecke. Der Kommissar hat dann zu raunen, dass seit längerem einer in der Stadt lebe, der vermutlich aus dem Bosnienkrieg oder aus Afghanistan komme. Ein alter Kämpfer, der sein Handwerk gelernt habe. Einer an der unsichtbaren Front, der von der Pike auf gelernt habe, im Stillen sein Programm durchzuziehen. Eine Art sozialer Outlaw, der das Verborgene liebe.

»Was essen Kosmonauten? Die Art und Weise, sich zu ernähren ist weitgehend irdisch. Zur Verfügung stehen 70 Produkte, verpackt in Rationen, die 65 Prozent in dehydrierter Form vorliegen. Man kann sagen, dass die Ernährung aus Tuben schon Geschichte in der bemannten Raumfahrt ist. Nur noch Fruchtsäfte oder -konzentrate, Pürees, pastenartige Produkte befinden sich im Angebot. Es erklärt sich aus den Besonderheiten der Nahrungsaufnahme in der Schwerelosigkeit. Bekanntlich dürfen ja keine Verkrümelungen oder Flüssigkeitstropfen in die Kabinenatmosphäre gelangen, da sie bei Einatmung zu schwerwiegenden Komplikationen führen können.«

Zentrales Archiv des Deutschen Zentrums
für Luft- und Raumfahrt e.V., Göttingen, BAAR,
A872, unnummeriert.